

Gerald Gleichmann

Signora Alberti und die Liebe



Impressum

Bibliografische Information der Deutschen
Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich
geschützt. Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des
Urheberrechts ohne Zustimmung des Verlages ist
unzulässig.

© by Verlag Neue Literatur

www.verlag-neue-literatur.com

Cover: © spinetta/fotolia.com, © Katsiaryna/fotolia.com,

© Fiedels/fotolia.com

Gesamtherstellung: Satzart Plauen

Printed in Germany

ISBN 978-3-945408-00-1

»Wenn die Liebe an die Tür klopft,
dann lass sie herein.«
Italienisches Sprichwort

Dieses Buch ist fiktiv.

Alle darin dargestellten Personen und Ereignisse sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit tatsächlich Lebenden sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.

Die Stadt mit allen örtlichen Gegebenheiten, sehenswerten Bauwerken und stets freundlichen Menschen gibt es tatsächlich. Ein Besuch lohnt sich auf jeden Fall.

Mein besonderer Dank gilt Luigi, dem listigen Luccheser. Allerdings erfreut sich seine Frau, anders als im Buch von mir beschrieben, der allerbesten Gesundheit und ist nach beinahe 25 Jahren noch immer meist glücklich mit ihm verheiratet.

Personen:

Bella Biasco – Kriminalschriftstellerin, die auch im wirklichen Leben das Verbrechen magisch anzieht

Angela Cunati – deren schattenlose Nachbarin, die in ihrer schwarzen Strickjacke Bella überallhin folgt

Mario Mercantale – Capitano der Carabinieri, der unglücklich verliebt ist

Zeno Chimenti – Maresciallo der Carabinieri, der ebenfalls manches liebt und immer wieder Ärger mit seinen Fahrrädern hat

Renato Spazzati – Brigadiere der Carabinieri, würde statt Taschendiebe zu jagen lieber gemeinsam mit Jerry Cotton

Kapitalverbrechen aufklären

Sandra Cianella – dessen mitfühlende Ehefrau mit Hundeallergie

Enrico Scandicci – schüchterner Carabinieri mit rotierenden Augen, mit denen er trotzdem nicht alles gleich erkennt

Carlotta Alberti – die schöne Signora, die ein dunkles Geheimnis hütet

Umberto Sari – ein toter Notar, der noch manches Rätsel aufgibt

Matteo Sari – dessen Neffe und verdächtiger Haupterbe

Pasquale Pettini – Totengräber auf dem Städtischen Friedhof mit großem Durst und galliger Schwester

Gino und Tino Dionisotto – zwei kleinkriminelle Brüder, denen das Pech an den Fersen klebt

Mama Jolanta – deren Messer schwingende Mutter

Mia Dionisotto – deren Schwester, die zwar schwanger ist, mit ihren Karten aber in die Zukunft sehen kann

Don Giovanni – ein von Schmerzen gepeinigter Pater, der gelegentlich an seinem Glauben zweifelt und sehr irdisch denkt

Evangelia Pochezza – dessen grollende Haushälterin, die im Besitz wundertätiger Medizin ist

Valeria Vicelli – die tränenreiche Sekretärin des toten Notars

Rosa Tazzoli – entlassene Köchin, die über ihre eigene Neugierde stolpert

Clara Michelozzi – die Putzhilfe stolpert zur gleichen Zeit nicht nur über Staubflocken

Carlotta Montanari – Maresciallo Chimentis Hauswirtin, die sich in eine indische Tempeltänzerin verwandeln könnte, würde der sie lieben

Luigi Carucci – ein Dauerzeuge mit dunklen Geschäften, der von jedem alles zu wissen glaubt

Franco Sollano – ein gestresster Taxifahrer, der sich gelegentlich verfährt und den Tarif gerne in die Höhe treibt

Ferner treten auf:

- Sebastiano Petracci – der Wirt einer Trattoria
- Sophia Mucciarini – Nachbarin der Dionisottos, die auf gepackten Koffern sitzt
- Tonio – ein Eisverkäufer
- Signora Baldelli – eine Grundschullehrerin, die dem Rotwein zuspricht
- Enzo Ticinelli – Museumswärter, der in seiner Freizeit komponiert und vielleicht als »kleiner Puccini« in die Musikgeschichte eingehen wird
- Anna-Maria Lira – eine singende Bankangestellte
- der Abgeordnete Onotario – der gemeinsam mit dem Bürgermeister in irgendetwas verstrickt scheint
- Antonio Bianconi – ein Zahnarzt, der in diesem Roman leider nicht zum Einsatz kommt
- Paolo und Giorgio Dionisotto – die ebenfalls nicht zum Zuge kommen, da sie mal wieder einsitzen
- Alessia – Luigi Caruccis abwesende Tochter
- Mario und Marco Vicelli – Valerias Brüder, von denen einer eine ganz besondere Rolle spielt

- Commissario Sandengelo – Bellas literarischer Held, der nicht immer einer Meinung mit seiner Autorin ist und viele andere.

Eins

Toskana, Mai 2010

»CIAO, TALPA!«,

feixten die Gäste übermütig, allesamt die üblichen Gesichter, als der kommunale Angestellte Pasquale Pettini nach einem für ihn schweißtreibenden Tag über die Schwelle der Trattoria im Schatten der hohen Stadtmauer stolperte. In verdrecktem Arbeitsanzug und klobigen Schuhen.

Schließlich konnte jeder sehen, er verdiente auf ehrliche Art sein täglich Brot. Brachte ihm das am Ende auch weniger ein, als im Vorübergehen schnell mal eine Bank auszurauben.

Auf seinem Heimweg führten Pettinis Füße ihn beinahe schon schlafwandlerisch hierher. Um in der gemütlichen Runde der Nachbarn und Freunde so lange auszuharren, bis er sich das nötige Quäntchen Mut angetrunken hatte, um seiner stets gallig dreinschauenden Schwester entgegentreten zu können.

Die führte ihm seit Jahrzehnten mehr schlecht als recht den bescheidenen Haushalt. Sie kochte mit gehässiger Vorliebe das, was er nicht mochte. Sie stopfte ihm die löchrigen Strümpfe, wusch die Wäsche, verwaltete sein Taschengeld strenger als das Finanzministerium und kontrollierte mit Argusaugen regelmäßig den Weinvorrat, den sie unter ihrem eigenen Bett hortete. Kurz: sie verwandelte bereits sein irdisches Dasein in die ewige Verdammnis. Pasquale Pettini war gewiss kein großer Held vor dem Herrn. Und selbst wenn er seine buckligen Einmetersechzig auf hölzerne Stelzen schwang, überragte die kropfige Bohnenstange ihn noch immer um etliche Längen.

Pettini, ein schwächlicher Fünfziger mit spärlichem Haarwuchs und großzügig geformter Adlernase, hatte sich mittlerweile demütig damit abgefunden, es gab keinerlei Entrinnen für ihn. So blieb ihm lediglich, die Verzweiflung

darüber regelmäßig im Alkohol zu ertränken. Auch wenn ihm das die ältere Schwester kaum lieblicher erscheinen ließ. Sie war und blieb nun einmal eine giftige Natter. Außerdem besaß sie den bösen Blick. Deshalb konnte er sie nicht einmal einem Deppen als jungfräuliche Braut andrehen und blieb wohl zeitlebens auf ihr sitzen wie auf einer Kiste fauler Tomaten.

»Hat sich heute einer der Kunden ungerecht von dir behandelt gefühlt?«

»Mir sind keinerlei Beschwerden zu Ohren gekommen«, brummte der Friedhofswärter und Totengräber, von jedermann kurz Talpa – Maulwurf – gerufen, als er auf einen der freien Hocker vor der länglichen Theke kletterte.

»Demnach liegt jeder dort, wohin er gehört?«, hakte Sebastiano Petracci, der Betreiber der beschaulichen Trattoria, mit ernster Miene nach.

Pasquale Pettini überhörte geflissentlich dessen spöttisch gemeinte Frage. Mit stoischer Gelassenheit stützte er sich mit dem Ellenbogen auf die marmorierte Tresenplatte, legte die hohe Stirn in Falten und schielte sehnsüchtig nach einer Flasche Grappa, die scheinbar seit Stunden ungeduldig darauf hoffte, von ihm ausgetrunken zu werden. Petracci folgte grinsend seinem Blick und schenkte ihm daraufhin großzügig ein.

Da Maulwurf Talpa die meiste Zeit über stumm wie ein ausgenommener Fisch vor seinem Glas sitzen blieb, überließ der Wirt ihm achselzuckend die Flasche und wandte sich wieder den übrigen Besuchern zu.

Einer hatte unbändigen Appetit auf eine Antipasti. Jemand rief nach einer weiteren Flasche Wein, während der Nächste wissen wollte, ob denn noch ein Teller Minestrone zu haben sei. Familien kamen, um vor dem Abendessen in gemütlicher Runde zusammensitzen. Die letzten Touristen zahlten und flüchteten wie auf ein geheimes Kommando hin zurück in ihre Hotels.

Petracci eilte zwischen den Tischen hin und her, schenkte

ein oder nochmals nach und schnappte während des Bedienens so mancherlei auf, was momentan in der Stadt in aller Munde war. Die minderjährige Gespielin des Erlauchten war angeblich noch weit minderjähriger als gesetzlich wie moralisch erlaubt. Zu besichtigen waren beide auf einem Pressefoto. Ein Schnappschuss, auf dem die aufgeschreckten Nackedeis eilig über ein Rasenstück davonhüpften.

Der betrunkene Spross einer angesehenen Florentiner Adelsfamilie wurde von einer Polizeistreife gestoppt, nachdem er während seiner rasanten Spritztour durch die Provinz bereits fünf Hühner, eine trächtige Ziege und die Gattin eines Weinbauern überfahren hatte. Letzterer forderte wiederum für diesen tragischen Verlust ein Schmerzensgeld, dessen Höhe über den Daumen gepeilt ausreichte, den bankrotten Staat für alle Ewigkeiten schuldenfrei zu sanieren.

Über einen Arzt aus dem Süden rissen sie gleichfalls ihre Witze. Der Ärmste hatte scheinbar zu viele Verrückte behandelt. Nun glaubte er nämlich, eine Straßenlaterne zu sein. Jeden Abend lungerte er auf dem campo herum und bettelte die Passanten händeringend an, freundlicherweise sein Licht anzuknipsen.

Aber wesentlich länger, als sich über diese kleinen Narreteien zu amüsieren, schwärmte man zum guten Schluss gemeinsam doch wieder von der schönen Signora Alberti.

La Donna Alberti, die wiedergeborene Aphrodite mit dem Körper einer Gina Lollobrigida, den tiefgründigen Augen einer Sofia Loren, dem Schmollmund einer Bardot und dem sinnlichen Charme einer Ornella Muti. Carlotta Alberti, deren Beine unter den schwingenden Röcken nicht enden zu wollen schienen. Die kurvenreiche Signora, bei deren Anblick jedes Männerherz holpriger zu schlagen begann und für die sich manch einer liebend gerne in den finanziellen Ruin gestürzt hätte. Für eine einzige Stunde der göttlichen

Offenbarung. Sie war in den Augen aller schlichtweg die fleischgewordene Sehnsucht nach der Sünde. Kaum dreißig Jahre alt und seit Kurzem bereits Witwe. Sie lebte alleine in dem für sie nunmehr viel zu großen Haus.

»Vielleicht nehme ich dieses Gebäude irgendwann ein wenig genauer in Augenschein!«, sann Sebastiano Petracchi laut nach. Als hätte der Wirt vor, sich nach einer neuen Wohnung umzusehen. War der doch seit Langem verheiratet und eigentlich auch recht zufrieden mit dem Umstand. Aber schließlich war er ein Mann! Einer in den besten Jahren noch dazu. Und sollte sich denn tatsächlich zufällig eine verschwiegene Gelegenheit für ihn ergeben, wäre er mit Sicherheit einem kleinen Abenteuer niemals abgeneigt. Vernünftigerweise hielt er sich diesmal diskret zurück, da beinahe jeder freimütig eingestand, wenigstens schon ein Mal die hohen Fenster nach dem Antlitz der Signora hinter den Gardinen abgesucht zu haben. Weil er die kleine Gasse nämlich gleichfalls allzu gut kannte. Und ebenso das ockerfarbene Haus mit seinen grünen Fensterläden, den bepflanzten Blumenkästen und der massiven braunen Eingangstür.

Zu seinem allergrößten Bedauern hatte die Signora sich auch ihm nicht gezeigt. Dabei war er fast zwei geschlagene Stunden damit beschäftigt gewesen, auf der Straßenseite gegenüber den linken Schnürsenkel zu binden. Und danach nochmals den rechten. Ehe ihm jedoch ein Wort zu viel über die Lippen kam, zog er sich hinter die Theke zurück und schenkte dem trübsinnigen Totengräber nochmals reichlich nach.

Den interessierte dieses Gequatsche über die vergötterte Abwesende sowieso nicht die braune Kaffeebohne. Er schluckte selig einen weiteren Grappa. Und gleich danach noch ein paar mehr. Fünf oder sieben oder vielleicht zehn. Zählen war sowieso nicht seine allergrößte Stärke. Jedenfalls nicht, sobald er seinen Dienst beendet und das Friedhofstor überpünktlich hinter sich verschlossen hatte. Während

seiner enorm verantwortungsvollen Arbeit riss er sich dann aber doch gewaltig zusammen. Soweit er das jedenfalls irgendwie auf die Reihe bekam. Die Frotzeleien Petraccis und der Gäste hatten ihren guten Grund. Und er selbst dachte nur äußerst ungern an jenen verhängnisvollen Tag zurück, an dem das Schicksal ihn auf eine derart harte Probe gestellt hatte.

Unglücklicherweise war er am Vorabend auf dem ausgelassenen Hochzeitsfest einer entfernten Nichte oder Cousine oder angeheirateten Tante seines Vaters Bruders Stiefsohnes in der Gemeinde Caponori gewesen, hatte dort üppig gegessen, noch weit üppiger getrunken und zur Überraschung aller zur fortgeschrittenen Stunde sogar in den höchsten Tönen gesungen. Und das nicht einmal schlecht. Auch trotz der schallenden Proteste und schmerzhaften Knuffer seiner neben ihm sitzenden, galligen Schwester.

Lediglich eine Winzigkeit verwirrt im Kopf – er selbst hatte das am Morgen darauf auf die bereits arg sengende Sonne geschoben – war er, als er von der feierlichen Tafel mit dem Fahrrad ohne Umwege über Land hin zum Städtischen Friedhof gefahren war. An diesem Vormittag hatten gleich mehrere Beisetzungen angestanden und so hatte er wie wild in die Pedale getreten, um bloß nicht zu spät zu kommen. Was ihm die Verblichenen wohl nachgesehen hätten, der Priester dafür umso weniger.

Die paar Kilometerchen schnurgerader Wegstrecke waren ihm diesmal allerdings enorm kurvenreich erschienen. Und Nebelbänke waren wabend vor seinen Augen vorbeigezogen, in denen allerlei seltsame Gestalten miteinander wildeste Reigen getanzt hatten. Um sich selbst Mut zu machen, hatte er schließlich lauthals alle Lieder nochmals wiederholt, die ihm gerade eingefallen waren. Von der hübschen Signorina und den dreisten Räubern. Vom einsamen Schäferburschen und den lieblichen Blümchen am Wiesenrain. Nicht zu vergessen: Die Moritat vom Spa-Spe-

Spitzenhöschen einer gewissen Signora Sowieso. Wie ihm auf dem Friedhof am Ende dennoch dieser fatale Fehler hatte unterlaufen können, darauf konnte Pettini sich auch jetzt noch keinen Reim machen.

In der Kapelle hatte sich die erste Totenmesse bereits ihrem Abschluss zugeneigt, als er wie ein Wahnsinniger den Spaten in die steinharte Erde rammte. Schwitzend und mit staubtrockener Kehle. Fest hatte gestanden: Öffnung eines Familiengrabes. Siebzehnte Reihe links. Liegeplatz dreiundzwanzig. Die ganze Zeit über hatte er das laut vor sich hingesagt. Nach jeder Schaufel Erde.

Wenig später hatten allerdings zugleich mit ihm die untröstlichen Trauernden bemerkt, die von ihm ausgehobene Grube hielt bereits ein Fremder besetzt. Weder durch gutes Zureden noch lautes Schimpfen und derbe Flüche (der fromme Priester war mit dem Schlagen des Kreuzzeichens kaum mehr nachgekommen) war der vermaledeite Okkupant bereit gewesen, das Feld freiwillig zu räumen. In diesem Moment des heillosen Durcheinanders war den Trägern der schwere Sarg aus den feuchten Fingern gerutscht und hart auf dem Boden aufgeschlagen.

Während Talpa, der Maulwurf, es vorgezogen hatte, schleunigst das Weite zu suchen, um aus sicherer Entfernung das weitere Gemetzel zu verfolgen, hatten die Hinterbliebenen ihrerseits beherzt die Hemdsärmel hochgekremgelt und zum Spaten gegriffen, um nunmehr in der richtigen Reihe auf Liegeplatz siebzehn ein schwindeltiefes Loch zu buddeln.

Durch ein tragisches Missgeschick war der Sarg aus Zedernholz den mittlerweile entnervt nach Gold oder Öl Grabenden kopfüber in die Fallgrube nachgestürzt und hatte sich der Sohn des Dahingeshiedenen beim Versuch, die leidige Sache doch noch irgendwie zu einem würdigen Abschluss zu bringen, seinen rechten Knöchel gebrochen. Infolgedessen war es unter den Erbberechtigten zwischen den Grabsteinen zu einer heftigen Schlägerei gekommen,

bei der einem der Schneidezahn verlustig gegangen war und zu guter Letzt niemand mehr hatte sagen können, welcher offensichtlich mit einer scharfen Messerklinge abgetrennte Ringfinger nunmehr den aufrecht aus dem Loch ragenden Sarg nicht eben verschönte. Ohne jeden Zweifel war Letzteres nicht Pettinis Verschulden gewesen. Der hatte währenddessen lang ausgestreckt auf einer der zahlreichen Bänke gelegen und friedlich geschnarcht. Dennoch musste der Totengräber und Friedhofswärter sich seitdem manchen Spott anhören. Was ihn allerdings nicht daran hinderte, sich allabendlich das benötigte Quäntchen anzutrinken, ehe er sich traute, mit verschwommenem Blick der biestigen Schwester in deren zornige Augen zu schauen.

Und so tat Pasquale Pettini auch an diesem Abend sein Bestes, mit ein paar weiteren Grappas das schlimme Erlebnis für ein Weilchen aus seinem Gedächtnis zu löschen. Darum wehrte er sich gar nicht erst gegen Sebastiano Petraccis verlockendes Angebot, nach dem einheimischen Seelentröster einen kleinen süffigen Franzosen zu probieren. Wenigstens einen. Oder drei. Vielleicht auch zehn. Gierig leckte er später die verschütteten Tropfen von der marmorierten Tresenplatte und vergaß sogar für einige glücklichen Momente die kropfige Bohnenstange, die wahrscheinlich bereits mit einer geladenen Schrotflinte in der Haustür auf seine Heimfindung lauerte.

Irgendwann im Laufe des fortgeschrittenen Abends weigerte Petracci sich dann doch, ihm einen weiteren Cent im bereits übervollen Schuldenbuch anzuschreiben. Da half kein Knurren und kein Barmen. Auf wackeligen Beinen und äußerst missgelaunt trat Pasquale Pettini hinaus in die milde toskanische Frühlingsnacht, die fast so himmlisch süß wie ein Glas Grappa roch. Oder waren das vielleicht die vielen blühenden Magnolienbäume? Tapfer kämpfte er sich von einer Häuserzeile zur nächsten. Dabei stolperte er mehr, als dass er aufrecht ging. Aus diesem Grund kam er nur langsam voran. Andererseits hatte er ja alle Zeit der Welt.

Vielleicht schlief die Jungfer dann schon, kroch er leise in sein Bett.

Abschätzbare drei Schritte vom Eingang des Botanischen Gartens überkam ihn auf einmal ein dringendes Bedürfnis, dass sich kaum mehr aufhalten ließ. Kurzerhand öffnete er die Hose und erleichterte sich befreit aufseufzend gegen die steinerne Umfassungsmauer. Und eben in diesem Moment hörte er es. Erschreckend nahe und zugleich wie aus weiter Ferne. Zumal jenes seltsam gurgelnde, röchelnde und irgendwie japsende Geräusch doch sehr verdächtig danach klang, als drehe jemand gerade jemandem neben oder hinter oder eben vor ihm versehentlich oder möglicherweise absichtlich den Hals um.

Pasquale Pettini war nun einmal kein großer Held vor dem Herrn. Deshalb hatte er auch nicht vor, der wahren Ursache dieses Lärms auf den Grund zu gehen. Mit noch immer offenem Hosenstall und hechelnder Zunge hetzte er durch die engen Gassen der Stadt, als sei die gallige Schwester ihm mitsamt der Schrotflinte bereits dicht auf den Fersen.

Zwei

»DIESMAL

kommt uns bestimmt keiner in die Quere?«, vergewisserte sich zur gleichen Stunde der erste Zwerg mit zitterndem Stimmchen. Dabei schaute er so kränklich drein, als plagten ihn heftige Magenkrämpfe. Grollend wie ein aufziehendes Gewitter entgegnete der zweite Zwerg:

»Es kann überhaupt nichts schiefgehen!«

»Das hast du mir beim letzten Mal auch versprochen.«

»Es konnte doch keiner ahnen, dass die zerstrittene Sippe eine Woche früher als geplant aus dem Urlaub zurückkommt!«

Der erste Zwerg stieß hörbar Luft aus.

»Und wenn schon«, wiegelte der zweite ab, »die hübsche Villa nehmen wir uns ganz entspannt später noch einmal vor.«

»Wie du meinst!«, sprach sich Ersterer sprichwörtlich selbst Mut zu. »Aufgeschoben ist schließlich nicht aufgehoben.«

Plötzlich blieb er mitten auf dem Gehsteig stehen und meckerte leise vor sich hin. Eine Angewohnheit, die den anderen Wichtel jedes Mal fast dazu brachte, dem Hasenfuß an seiner Seite mit dem nächstbesten Knüppel eins über den Kopf zu ziehen. Allerdings entdeckte er weit und breit nicht einmal ein dünnes Zweiglein. Und so zeigte er ihm stattdessen die eiskalte Schulter und schritt zügig voran. Damit rechnend, die Memme folge ihm und schlug nicht wieder Wurzeln zwischen den Pflastersteinen.

Bei den einmal mehr und dann wieder überhaupt nicht furchtsamen Zwergen, die in dieser Nacht gemeinsam auf Raubzug unterwegs waren, handelte es sich um die sich zum Verwechseln ähnelnden Brüder Gino und Tino Dionisotto. Sie glichen einander bis aufs unrasierte Barthaar. Als handelte es sich bei ihnen um eineiige Zwillinge.

Identisch in Größe und Gestalt. Obwohl der eine ein knappes

Jahr älter war als sein Bruder. Seltsamerweise waren beide irgendwann während ihres Wachstums auf halber Strecke stecken geblieben. Doch als wollte Gott selbst sie für den von ihm gemachten Fehler des zwergenhaften Wuchses entschädigen, waren sie mit ungemein drahtigen wie ebenso gelenkigen Gliedmaßen gesegnet. Als bestritten sie als das Duo Dionisotto ihren Lebensunterhalt hauptsächlich mit akrobatischen Darbietungen in einem Wanderzirkus. Ihre Wendigkeit eignete sich tatsächlich vorzüglichst, Mäuerchen und Bäumchen zu erklimmen, durch winzige Fensterchen zu schlüpfen und in gefährvollen Situationen quasi sich unsichtbar machen zu können.

Zudem trugen sie jene unverwechselbaren Merkmale an sich, wie ihre vor Jahrzehnten aus Sizilien hier nach dem Norden zugewanderten Vorfahren. Dunkelhäutig.

Tiefschwarze Augen. Ein kühn geschwungener Mund.

Feingliedrige Finger und zierliche Füße. Und der Mut, sich niemals vor irgendetwas oder irgendwem zu ängstigen.

Nun, irgendwie haute ausgerechnet Letzteres bei ihnen nicht ganz hin. Doch zugegeben hätte das keiner der beiden. Obwohl Gino Dionisotto schon geraume Weile im Stillen für sich vermutete, über ihrer Familie läge ein unabwendbarer Fluch. Tino Dionisotto dagegen, der Ältere, weit Entschlossener und deshalb Anführer, sah sich im Traum bald schon in unermesslichem Reichtum schwimmen. Mit ihm seine Brüder. Wie auch die Schwester Mia. Und den Vater. Doch vor allen anderen die allerbeste Mama Jolanta. Den Vater, Paolo Dionisotto, kannten Gino und Tino lediglich von kürzeren, ihnen wie Ferien anmutenden Besuchen, ehe sich das Gefängnistor mal wieder hinter dem Pechvogel schloss. Für etliche Monate oder mitunter Jahre. Je nachdem, welches Missgeschick dem gerade an den Schuhsohlen klebte.

Zur Zeit verbrachte er seinen richterlich verfüigten Erholungsurlaub obendrein zusammen mit dem Erstgeborenen der Einbrecher-Dynastie: Giorgio Dionisotto.

Die zwei Trottel hatten unglaublicherweise jüngst versucht, eine in Florenz stehende und gänzlich aus Kupfer gegossene Statue zu stehlen. Allerdings war dieser Koloss ihnen am Ende dann viel zu schwer gewesen. Darum hatten sie ein in dem Moment gerade auf sie zufahrendes Auto kurzerhand gestoppt und die aussteigenden Männer sehr höflich darum gebeten, ihnen beim Transport der Figur ein klein wenig behilflich zu sein.

Die hatten ihnen nur allzu gerne unter die Arme gegriffen. Ihre Retter in der Not hatten sich jedoch bedauerlicherweise als diensteifrige Streifenpolizisten entpuppt. Und nachdem der berühmte Sohn der Stadt wieder auf seinem Sockel stand, hatte die sich anschließende trauliche Rundfahrt für die verhinderten Diebe am Untersuchungsgefängnis geendet. Folglich lastete derweil alle Verantwortung für das Wohlergehen der in Freiheit verbliebenen

Familienangehörigen auf den schwächtigen Schultern von Gino und Tino. Die mühten sich redlich. Aber genauso oft stellte ihnen das Schicksal hinterhältig ein Bein – über das fatalerweise beide gleichfalls regelmäßig stolperten.

Als hätte er den Bruder nicht bereits genug genervt, sprach Gino Dionisotto in diesem Moment die an ihm nagenden Zweifel laut aus.

»Wir sollten heute Nacht nicht einbrechen.«

»Und weshalb nun wieder nicht, du leidenschaftsloser Pessimist?«

»Mia hat mir die Karten gelegt!« Hüpfenden Schrittes mühte er sich, auf gleicher Höhe mit dem Bruder zu bleiben.

Fassungslos musterte Tino ihn von der Seite.

»Du lässt dir von unserer verrückten Schwester heimlich das Schicksal orakeln?«

»Mia ist ganz und gar nicht verrückt!«, winselte Gino.

»Statt mit diesem Blödsinn dir das Hirn weich zu klopfen, sollte sie zuallererst einmal Weissagen, wer ihr das Kind angedreht hat! Seit Wochen sitzt sie mit dickem Bauch wie eine Matrone auf dem Sofa und lässt sich von jedem

bedienen, während ihr Talent nach und nach verkümmert. Immerhin war sie bis vor wenigen Monaten die uneingeschränkte Königin aller Taschendiebinnen. Und jetzt? Ihre Schwangerschaft ist eine Schande für die ganze Familie. Eine Schande!«

Eine Weile flogen die gegenseitigen Vorhaltungen wie Tennisbälle zwischen ihnen hin und her, während sie scheinbar ziellos durch die Straßen schlenderten. Als drehten sie nach einem viel zu üppigen Essen mal eben eine Runde. Tatsächlich jedoch planten sie, die verwaiste Wohnung des Abgeordneten Onotario heimzusuchen. Die darin angehäuften Schätze mussten ihrer Meinung nach schnellstens den Besitzer wechseln. Mama Jolanta half gelegentlich im Haushalt des knausrigen Abgeordneten als unterbezahlte Putz- und Bügelhilfe aus und hatte ihren Söhnen schon einmal aufgelistet, welche seltenen Stücke sich anschließend von ihr in Windeseile zu Geld machen ließen.

Signor Onotario besuchte in regelmäßigen Abständen seine in Siena verheiratete Tochter. Für gewöhnlich blieb er samt Ehefrau dann über Nacht. Manchmal sogar einige Tage. Eben an diesem Nachmittag hatte Mama Jolanta sie mit eigenen Augen wieder einmal im Auto wegfahren sehen. Mit einem riesigen Proviantkorb auf dem Rücksitz. Als gäbe es in Siena keinerlei Läden, aus denen man Sachen verschwinden lassen konnte.

Auf jeden Fall hatten Gino und Tino somit freie Bahn, in aller Ruhe die einzelnen Räume zu durchforsten. Deshalb waren sie schon einmal mit den größeren Rucksäcken auf Tour. Kurz vor der noch immer belebten Via Fillungo bogen die beiden jedoch hastig zur Piazza San Pietro ab. Nach wie vor tummelten sich auf der Flaniermeile jede Menge Touristen wie Einheimische. Man spazierte umher, um von anderen gesehen zu werden. Oder um die Auslagen der zahlreichen Geschäfte zu bestaunen. In den kleinen Bars und Cafés fand man gleichfalls kaum mehr einen freien Platz. Es wurde laut

gerufen, gelacht und heißblütig debattiert. Das Knattern einer Vespa hallte an den Häuserwänden wider. Irgendwo im Viertel sang jemand sich mit einer Arie von Puccini die Kehle wund.

Da schlugen die Kirchturmuhren fast zugleich die volle Stunde. Gino hörte die von San Giovanni unter den übrigen sofort heraus. Kräftig und doch mit einem melodischen Nachhall. Dagegen erkannte Tino den unverwechselbaren Klang der Glocke von San Martino. Doch beherrschte er sich, darüber erneut mit dem Bruder zu streiten. Dessen Miene schien sowieso verschlossener als jeder Tresor.

Die Luft war erfüllt von allerlei Gerüchen und Geräuschen. Im Schatten eines schmalen Durchganges stand eng umschlungen ein Pärchen. Eine getigerte Katze floh vor den beiden Wichten miauend auf die andere Straßenseite. Die Stiefelabsätze zweier Streifenpolizisten knallten laut auf dem unebenen Pflaster und entfernten sich in entgegengesetzter Richtung. Ein Betrunkener stand breitbeinig da und starrte mit offenem Mund in den tiefblauen Himmel. Vielleicht wusste der ebenso volle Mond ja, wo der Zecher zu Hause war. Eine junge Mutter schob eilig einen Kinderwagen vor sich her. Ob darin ein Baby schlief, konnte Gino nicht erkennen. Vielleicht transportierte sie ja in aller Heimlichkeit ganz andere Schätze quer durch die Stadt.

Die Dionisotto-Brüder mühten sich, um alles und jeden einen weiten Bogen zu schlagen. Selbst Umwege und unsichere Hinterhöfe nahmen sie in Kauf, um einigermaßen im Verborgenen zu bleiben.

»Mia hat in den Karten den Tod gesehen!«, beharrte Gino trotzig.

»Hör endlich auf zu jammern!«, warnte Tino ihn. »Sonst bist du es, den sie morgen mit eingeschlagenem Schädel im Rinnstein finden werden!«

Eben wollten sie in eines der engen, unbeleuchteten Gässchen unweit des Botanischen Gartens einbiegen, als

von dort seltsame Laute zu ihnen herüberdrangen, bei denen sich sogar Tinos Nackenhaare sträubten. Der erste Zwerg schlotterte erneut am ganzen Körper. Denn es klang enorm verdächtig danach, als würde ganz in ihrer Nähe jemand aus Fleisch und Blut in diesem Moment gewaltsam umgebracht.

Auch der zweite Zwerg hielt die Luft an und lauschte angestrengt. Ihm war die Sache gleichfalls nicht ganz geheuer. Der Bruder und Mia mit deren verdammte Tarot-Karten hatten ihn völlig wuschig gemacht. Wenn die am Ende doch mehr in dem Blatt gesehen hatte, als er vermutete?

Fast gleichzeitig warfen sich beide der Länge nach auf die abgetretenen Pflastersteine, als auch schon ein wahrhaftiges Monster auf sie zugestürmt kam. Tinos Meinung nach handelte es sich dabei zweifelsfrei um einen muskelbepackten Riesen. Das glaubte er jedenfalls zu erkennen, ehe er die Augen fest zukniff und steif wie ein gehobeltes Brett daliegend hoffte, jenes unbekannte Wesen war nicht die Bestie von Florenz, die nach neuen Opfern Ausschau hielt. Gino stellte sich probeweise schon mal tot. Der Mörder indes stoppte – sich wohl über das unerwartete Hindernis wundernd – kurz seinen Wettlauf und spurtete danach umso hastiger auf und davon.

Als seine Schritte schon lange nicht mehr zu hören waren, nahmen Gino und Tino die Beine in die Hand und düsten ebenfalls los. Ohne sich dabei ein einziges Mal umzuschauen. Schnurstracks immer geradeaus. Zurück in den sicheren Schutz von Mama Jolanta.

Drei

»WESHALB FRAGST DU AUSGERECHNET MICH, wer dein Mörder ist?«, schimpfte Bella Biasco laut drauflos und zwang einen ihr zufällig vor die Füße laufenden Fremdling mittels linkem Haken schmerzhaft in die Knie, dass der mit seiner teuren Kamera statt des beleuchteten Portales von San Marco ein Foto vom funkelnden Sternenhimmel schoss.

Angela Cunati, verwitwete Lazzaroni, in Bellas Windschatten trippelnd folgend, zuckte zusammen wie ein Schweizer Klappmesser.

»Entschuldige bitte!«, flüsterte sie kaum hörbar. Und ein ganz klein wenig mutiger: »Sonst weißt du ja auch immer alles ...«

Das Wörtchen »besser« verschluckte sie gerade noch rechtzeitig. Andernfalls wäre Bella mitten auf der Piazza wie eine entzündete Feuerwerksrakete Funken sprühend in die Luft gegangen.

Sowieso war wieder einmal alles und jedes Angelas alleinige Schuld. Das falsche Filmprogramm. Bellas überschäumende Wut. Der bislang völlig verkorkste Abend. Obwohl ausschließlich Bella es war, die nun schon geraume Weile ohne Unterlass wie ein Arbeiter von der Müllabfuhr vor sich hin fluchte.

Ein weiterer wortreicher Dolchstoß öffnete bei der Witwe schließlich sämtliche Schleusen. Sie schniefte und bibberte zugleich so entsetzlich, als sei sie geradewegs unter die Menschenfresser geraten, die darüber beratschlagten, ob Signora Cunati über offener Flamme geröstet oder doch eher in den kochend heißen Suppenkessel geworfen werden sollte.

Deren beleidigte Flennerei versetzte Bella indessen erneut in Rage. Und ohne auf die schwachen Nerven der Cunati Rücksicht zu nehmen, gab sie das zuvor durchlebte,

furchtbare Martyrium nochmals jedem zufällig Vorüberschleudernden oder sich doch eher schleunigst aus dem Staub Machenden lautstark zum Besten. Selbstverständlich in der vorteilhafteren eigenen Version. Wobei Angela Cunati sich ihr wie ein Schoßhündchen an die Fersen heftete und sich wünschte, sämtliche Einwohner würden für eine Weile auf wundersame Weise ertauben. Wenigstens so lange, bis Bella von der berühmten Palme des Zornes wieder zu ihr herabgestiegen kam.

Bella Biasco.

Schriftstellerin, aus deren Feder über ein halbes Dutzend hart gesottener Kriminalromane stammten. Die standen sogar regelmäßig weit oben auf den überregionalen Verkaufslisten. Zweiundfünfzig Jahre alt. Unverheiratet. Kinderlos. Beide zuletzt gemachte Aussagen auf ausdrücklich persönlichen Wunsch. Bei einer Größe von etwa einem Meter siebzig brachte sie gut und gerne einhundert Kilo auf die Waage. Wobei ihr Gewicht sich nach eigenem Empfinden bei nicht einmal der Hälfte eingeppegelt hatte. Große, dunkelbraune Augen. Eine klassische, gerade Nase. Dichte schwarze Brauen. Das kurz geschnittene Haar momentan im leuchtenden Henna-Rot gefärbt. Eher herbe denn frauliche Züge. Selbstbewusst und unverschämt resolut. Eine Erscheinung, die niemand sich wagte, einfach zu übersehen. Im Gegensatz zu ihrer verschnupften Begleiterin.

Angela Cunati.

Mitte sechzig und rappelklapperdürr. Demzufolge ohne jegliches eigenes Gewicht. Ihr von grauen Strähnen durchzogenes, braunes Haar trug sie stets im Nacken zu einem altmodischen Knoten geschlungen. Schwarzes Kleid. Schwarze Strümpfe. Schwarze Gesundheitsschuhe mit Einlegesohlen. Darüber hinaus eingemummelt in eine unförmige Strickjacke aus – wie zu erwarten – schwarzer Wolle. In der hätte sie bedenkenlos am Nordpol überwintern können. Darunter hatte sie auch an diesem Abend ihre nicht

vorhandenen Pfunde versteckt. Als stünde die nächste Eiszeit bereits vor den Toren der Stadt. Seit einem Jahrzehnt bereits Witwe. Ohne eigene Nachkommen. Wobei gerade das sie am allermeisten grämte. Da der von ihr vergötterte Gatte nämlich, einst ein allzu bereiter Offizier der italienischen Streitkräfte, während derer jeweiligen Manöverübungen er gewissen leichtfertigen Signorinas mit dem allergrößten Vergnügen das eine und andere Geschenk als bleibendes Andenken an seinen körperlichen Einsatz hinterlassen hatte, seine Leibeskraft höchst selten im eigenen Ehebett eingebracht hatte. Dennoch oblag es Angela Cunati nun, Lazzaronis Andenken zu bewahren und mittlerweile in ihren verklärten Erinnerungen zu schwelgen. Sie und die bekannte Autorin waren nicht bloß gute Nachbarinnen, sondern vielmehr die allerbesten wie miteinander allervertrautesten Freundinnen. Meistens jedenfalls. Lediglich ein morsch gewordener Lattenzaun trennte ihre Anwesen samt Vorgärten voneinander. Eine gute Wegstrecke außerhalb des lärmenden centro storico. In der fast schon ländlich anmutenden Idylle fuori le mura – außerhalb der Stadtmauer. Die beide wie das kleine Paradies auf Erden sichtlich genossen.

An eben jenem Abend hatte Bella eigentlich vorgehabt, das abschließende Kapitel ihres achten Romans um den sensiblen Commissario Sandengelo zu beenden. Da war, wie stets im unpassendsten Moment, Angela Cunati durch die unverschlossene Hintertür zu ihr hereingeschwebt.

Rotfleckig im Gesicht und völlig von der Rolle. Kurz vorher hatte die zufällig in der Zeitung entdeckt, im kommunalen Kino sollte das neueste Melodram ihres Lieblingsregisseurs gezeigt werden. Nur dieses eine Mal. In der schon in wenigen Stunden beginnenden Spätvorstellung.

Anfänglich hatte Bella aus Gewohnheit wie ein in die Enge getriebenes Raubtier geknurrte, sich nach einer Weile aber von Angelas Filmfieber anstecken lassen. Als sie gerade noch rechtzeitig nebeneinander die Klappsessel gestürmt

hatten – Bella eingezwängt wie in einer viel zu engen Konservendose, während Angelas nicht vorhandenes Eigengewicht das Polster ständig nach oben hatte schnellen lassen – war das Licht auch schon sanft gelöscht worden und hatte das Verhängnis seinen Lauf genommen.

Sofort nach dem Ausblenden des reißerischen Titels war das Blut bereits in Strömen bis zu ihnen in die fünfte Reihe geschwappt, hatte die Cunati fast synchron mit der auf der Leinwand zerstückelten Darstellerin gellend geschrien, worauf nicht lange danach auch alle übrigen Besucher genauso laut gekreischt und wie eine Herde Büffel geblökt hatten, als würden sie geradewegs zur Schlachtbank geführt. Als dann noch die heillose Flucht der möglichen Opfer durchs gesamte Gebäude begonnen hatte, hatte der ansonsten als familienfreundlich geltende Betreiber die beiden Verursacherinnen des unglaublichen Tumultes kurzerhand auf die Straße gesetzt und Bella (weshalb eigentlich nur ihr?) lebenslang den Zutritt in sein Kino verwehrt.

Unsanft hinausbefördert, hatte Angela Cunati als krönenden Abschluss noch die gewissenlose Unverschämtheit besessen, kleinlaut einzugestehen, ohne ihre Lesebrille habe sie sich irrtümlich im Datum vertan. Der Film ihres Lieblingsregisseurs lief erst am darauffolgenden Abend. Immerhin in der Spätvorstellung.

»Aber ohne mich, du durchgeknalltes Federvieh!«

Als das herabgewürdigte Huhn nach einer schmollenden Schweigeminute mit unschuldigem Augenaufschlag hatte wissen wollen, wer denn nun der perverse Triebtäter auf der Leinwand gewesen sein könnte, hatte die Frage bei Bella das Rotweinfass endgültig zum Überlaufen gebracht.

»Heilige Mutter Gottes, schenke mir Gelassenheit, damit ich auf meine alten Tage nicht versehentlich noch zur Psychopatin werde!«

»Entschuldige bitte!«

Bella hatte mit grimmigem Blick die fast runde Mondscheibe